

"Hans nimmt es erstaunlich gelassen [...]"

Autor(en): **Handelsman, John Bernard**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 6

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Von Haus zu Haus

Ilse Frank

Zwiespalt

Vier Wochen vorher plötzlich die Überlegung: Bald hast du Geburtstag. Dann gehören 24 Stunden dir. Oder 18. Dann müssen dich alle liebevoll behandeln. – Müssen sie?

Wieder diese Zweifel. Erneut, wie in den letzten Jahren immer, die Angst, sich feiern zu lassen. Wofür? Was ist an einem Durchschnittsmenschen Besonderes, das ihm ein Recht gäbe, Applaus entgegenzunehmen? Zu nicken beim Anhören preisender Reden? Ich finde nichts Kostbares an mir.

Früher, ja, da war der Jubel selbstverständlich. Der machte das Fest erst aus. Das Hochleben und die Geschenke bildeten den Rahmen eines wichtigen Ereignisses. Lang ist's her. Jetzt herrschen Hemmungen vor. Skrupel machen sich breit. Darf sich jemand zur Hauptperson erheben? Wäre nicht jeder ständig zu loben, der im Auf und Nieder des Daseins eine Balance findet, wenigstens das labile Gleichgewicht? Erbringt nicht jeder eine Dauerleistung, der am zugewiesenen Ort, an der selbstgewählten Stelle durchhält, komme, was wolle?

Die Vorstellung, mit Aufmerksamkeit überschüttet zu werden, ist mir peinlich. Als Pauken- und Trompetenschall eine Kollegin ins neue Dezennium geleitet, Sorge ich vor. Verbitte mir ähnlichen Aufwand. Betone, ich wolle von Sammelaktionen, Glückwunschkärtchen, Pultdekorationen nichts wissen. Die Belegschaft mimt Verständnis. Gibt sich tolerant. Aus Stirnfalten lese ich: Ilse hat den sozialen Koller. Da hilft nur eines – warten, bis der Anfall vorüber ist!

Ich bin geneigt, einen prinzipiellen Vortrag zu halten. Meine Empfindungen auszudrücken. Nach einer kurzen Einleitung verstumme ich. Was soll diese Belehrung? Das Team macht doch, was ihm richtig erscheint. Und richtig ist für fast alle das Hurra-gebrüll.

Für mich nicht. Nicht, wenn es mir gilt. Glaube ich – vier Wochen vor dem Ereignis.

Am Geburtstag wache ich spät auf. Beinahe zu spät, brumme ich, ausgerechnet heute! Dabei stehen sie sicher stramm, um mir die

Hand zu schütteln, sobald ich mich im Geschäft zeige. Wahrscheinlich legen sie schon im Morgengrauen ein paar Säckelchen für mich bereit. Da kann ich sie unmöglich warten lassen! Ich spüte mich. Erledige das Frühpensum in Rekordzeit. Haste zum Bahnhof. Treffe den ersten Gratulanten. Bin geschmeichelt, gerührt – verlegen natürlich auch. Denke: Der Anfang mit Begleitperson war nicht schlecht. Jedenfalls besser als mein verzweifelter Solospurt. Denke: Weiter so!

In der Firma sichte ich kein Bein.

Vielleicht haben sie meinen Tag nicht notiert, murmle ich, und ein gemischtes Gefühl beschleicht mich. Es besteht aus einem Anteil Traurigkeit, aus fünf Anteilen Hoffnung. Hoffnung auf den ganz gewöhnlichen Arbeitsablauf, auf pure Pflichterfüllung. Ohne Beiwerk, ohne Zierat. Ohne Glanz und Glimmer.

Ich setze mich in mein Büro. Hebe einen Stapel Manuskripte aus der Schublade. Versuche, mich auf geschriebene Zeilen zu konzentrieren – und verirre mich immer wieder in gehauchte Wörter: Wenn sie mich nun nicht schonen! Wenn ich zu heulen beginne! Ich ertrage Nettigkeiten so schlecht.

Was aber, wenn sie das wissen? Wenn sie mich keines ermutigenden Spruches würdigen? Wenn ich für sie nur als Redigiermaschine zähle?

Ich fürchte mich. Lege neun Uhr als Stunde der Wahrheit fest. Ist dann noch nichts geschehen, will ich meinen Geburtstag radikal vergessen ... Zehn vor. Hinter mir öffnet sich die Tür. Ich drehe mich um, sehe einen Lichterzug: drei Kameradinnen, den Chef. Sehe getragene Kuchen. Einen grossen, einen mittleren, zwei kleine. Zähle Kerzen, die auf dem Backwerk brennen, viele Kerzen, allzu viele für eine einzige Torte. So alt bist du schon! durchzuckt es mich, und ich lanciere einen Witz darüber, um die Feierlichkeit, die mir unheimlich wird, in Selbstironie aufzulösen.

Nun bin ich der Mittelpunkt einer fröhlichen Gesellschaft. Ich frage mich, wie ich darauf reagieren soll, schimpfe, grolle, spreche von nicht respektierten Wünschen. Doch tief in mir glimmt Freude.

Ich habe die Zuwendung nicht verdient. Davon bin ich überzeugt. Nächstes Jahr werde ich die Sonderbehandlung strikte ablehnen. Personenkult schadet nur ...

Ins Album

Am Radio hörte ich ein Interview mit einer Ethnologin, die davon sprach, dass man in ein Entwicklungsland Saatkartoffeln einführen wolle, damit die Bewohner auch Kartoffeln anpflanzen könnten.

Ob sie diese Knollen mögen? Ich war lange in Brasilien und weiss daher, dass man dort auf Reis, das Hauptnahrungsmittel, steht. Sogar wenn er rar und sehr teuer wird, bleibt man beim Reis; Kartoffeln sind nicht beliebt. Wenn es schon Kartoffeln gibt, dann Süsskartoffeln, die man bei uns weniger kennt und schätzt.

Die Ethnologin sprach auch von einer Schweizer Weberin, die man in dieses Land schicke, damit sie den Eingeborenen portugiesische Webereimuster beibringe.

Ist das wirklich nötig? Ich habe in sogenannten Entwicklungsländern Webarbeiten und handgefertigte Dinge angetroffen, die unseren Industrieerzeugnissen haushoch überlegen waren – in Farbe und Dessin.

Kürzlich las ich folgenden Satz eines Indianers: «Wir wollen nicht, dass man etwas für uns tut, wir wollen lediglich, dass man uns tun lässt.» Diesen «Wunsch» möchte ich der Ethnologin ins Album schreiben.

Hedy Gerber-Schwarz



«Hans nimmt es erstaunlich gelassen, obwohl ein gebrochener rechter Arm nicht leicht ist für jemanden, der mit schriftlichen Arbeiten zum Ausfüllen der Totozettel so belastet ist!»

Keine wahre Hilfe

Sehr geehrter Herr Professor, Spezialarzt für Psychiatrie
Kürzlich begleitete ich eine kranke, gehbehinderte Frau in Ihre Sprechstunde. Den Weg hätte ich allein in zwei Minuten zurückgelegt. Mit der Frau zusammen hatten wir gute 20 Minuten. Die Frau hatte sich den ganzen Vormittag über vorbereitet, hatte sich schön gemacht, das Kopftuch in die vorteilhaftesten Falten gelegt. In mühevoller Ar-

beit zogen wir noch Stiefel und Handschuhe über, und los ging's: fünf winzige Schritte, eine Verschnaufpause, fünf weitere Schrittlein. Die Frau keuchte. Doch wir schafften es. Punkt 11 Uhr sassen wir in Ihrer Praxis. Sie erschienen – hochgewachsen, gepflegt, der Gentleman in Person!

Mich durchzuckte augenblicklich der heftige Wunsch, Ihnen auch einmal ein Stündchen gegenüber sitzen zu dürfen und von meiner Jugendzeit oder wovon auch immer zu erzählen. Der Wunsch nach Nähe war offensichtlich einseitig. Streng schauten Sie uns an. An uns war, zugeben, nichts Umwerfendes – ab-